



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Adelbert Stifter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Adelbert Stifter.

Als ein sehr elegant ausgestattetes Festgeschenk liegen uns zwei Bände „Bunte Steine“ von Adelbert Stifter vor (Pesth, bei Heckenast. Leipzig, bei G. Wigand). Da wir bis jetzt auf diesen Dichter noch nicht gekommen sind, so ergreifen wir diese Gelegenheit, unsere Ansicht über den Inhalt seines Talents auszusprechen.

Die gegenwärtigen beiden Bände unterscheiden sich nur dem Titel nach von den sechs Bänden Studien, die früher von demselben Dichter erschienen sind. Der Titel ist ganz zufällig, oder wenn man will, aus einer Caprice gewählt. Zum Anfang jeder Erzählung, oder doch der meisten unter ihnen, werden ein Paar Bemerkungen über eine bestimmte Steingattung gemacht und dann mittelst einer ganz beliebigen Ideenassociation eine mehr oder minder zusammenhängende Begebenheit daran geknüpft. Dieses Motiv ist also ein ganz äußerliches, in der eigentlichen Methode der Conception haben wir die alten Studien. In der Vorrede spricht sich Adelbert Stifter sehr schön darüber aus, daß man sowol in der Betrachtung der Natur, als in der Auffassung der geschichtlichen Welt einen ganz willkürlichen Unterschied zwischen groß und klein macht, daß in dem unscheinbaren Wachsen eines Grashalms sich eben so mächtig die schöpferische Kraft der Natur entwickelt, als in einem furchtbaren Gewitter, daß die anspruchslosen Motive einer stillen Seele eben so den Proceß des Geistes veranschaulichen, als der große Entschluß einer heldenhaften Natur, daß, wenn wir diese Erscheinungen in das auflösen, was doch für den Geist allein das Bleibende ist, in ihr Gesetz, die eine Erscheinung für uns so fruchtbar sein muß wie die andere. Er macht darauf aufmerksam, daß für den Unkundigen die Beobachtungen von den Abweichungen der Magnetnadel, die an vielen Orten zu gleicher Zeit stattfinden, auch einen sehr kleinlichen Eindruck machen würden, während doch dieser heimlich wirkende Fleiß allein im Stande ist, die großen Siege zu vermitteln, die der menschliche Geist über die Natur davon getragen hat. Das ist sehr schön empfunden, und

es ist vollkommen richtig, daß man gerade bei der Wissenschaft es am lebhaftesten verfolgen kann, wie aus dem anscheinend Kleinen das Große hervorgeht; aber der Dichter übersieht dabei doch einen Umstand. Der Eindruck des Großen und Bedeutenden wird zwar durch diese kleinen, anscheinend unbedeutenden Unternehmungen vermittelt und knüpft sich an dieselben, aber er geht keineswegs darin auf, er ist vielmehr aus der Einsicht in das großartige Zusammenwirken hergeleitet, welches aus einem tiefen Gedanken entspringt und eine große und hingebende Aufopferung nach allen Seiten hin erheischt, er ist also an sich schon etwas Großes und Bedeutendes; und nun hat gerade die Kunst die Aufgabe, diesen Eindruck des Großen und Bedeutenden, den der gewöhnliche Mensch durch Einzelstudien sich mühsam erwerben muß, in einem Bilde zu concentriren und dadurch zur Unmittelbarkeit zu erheben. Die Kunst kann also nicht darauf ausgehen, uns Studien zu geben, wie sie der denkende und fein fühlende Mensch selber macht, sondern sie hat die Aufgabe, uns dieser Studien anscheinend zu überheben und uns das als wirklich daseiend darzustellen, dessen Existenz wir uns im gewöhnlichen Leben nur durch Schlüsse und Reflexionen vermitteln.

Die Naivetät, die Adelbert Stifter in seinen Studien anwendet, hat etwas Reflectirtes und ist außerdem unkünstlerisch. Aus seiner Einsicht nämlich, daß alle Erscheinungen im Gebiet der Natur und Geschichte wichtig sind, geht die Neigung hervor, auch in dem Kunstwerk Alles mit gleicher Wichtigkeit und einem gewissen magischen Ton zu behandeln. Er erzählt mit derselben Würde und Feierlichkeit, wie ein Großvater seinem Enkel die beschmutzten Höschen auszieht, wie er große Naturerscheinungen darstellt. Das ist aber ein logischer wie ein ästhetischer Mißgriff. „Wichtig“ und „unwichtig“, „bedeutend“ und „unbedeutend“ sind Relativbegriffe; sie drücken die bestimmte Beziehung eines Gegenstandes zu einem andern Gegenstand, den man hauptsächlich vor Augen hat, aus. Wenn ich ein Genrebild male, so werde ich mit Recht auf gewisse kleine Züge ein großes Gewicht legen; ich thäte aber Unrecht, wenn ich dieselbe Methode bei einem historischen Gemälde anwendete. Nun läßt uns aber der Dichter vollständig im Unklaren, was eigentlich sein Gegenstand ist. Als Beispiel wählen wir die erste Erzählung. In der Einleitung betrachtet er einen Stein, der der Erzählung den Namen giebt. Er erinnert sich, als Kind häufig auf diesem Stein gesessen zu haben, und dabei fällt ihm ein, daß öfters ein Mann vorübergefahren sei, der Wagenschmiere feil geboten. Diese Wagenschmiere wird mit einer Andacht behandelt, wie etwa das Verhältniß Romeo's zu Julie im Shakespeare. Einmal hat ihm der Mann die nackten Füßchen mit Wagenschmiere bestrichen, er ist nach Hause gekommen, hat den Fußboden beschmutzt und ist dafür von seiner Mutter mit Ruthen gestrichen worden. Um ihn zu trösten, hat ihm sein Großvater die Füße gewaschen und ist mit ihm spazieren gegangen. Auf diesem Spaziergang hat er ihn auf das stille Leben der Wälder aufmerksam gemacht, auf die Vögel

das Wild, die Kohlenbrenner, Jäger u. s. w., er hat ihm die Thätigkeit verschiedener Handwerker anschaulich gemacht, ihm verschiedene Märchen erzählt, unter anderen auch die Geschichte von einer großen Pest, die vor langen Jahren das Land verwüstet, und ist dann mit ihm nach Hause gegangen. Punkturn. — Diese Composition ist doch etwas Unerlaubtes. Auch zu einem Genrebild gehört Einheit der Stimmung und wenigstens ein gewisser geschichtlicher Faden; wenn man sich damit begnügt, verschiedene Stimmungen, Empfindungen, Anschauungen, Vorstellungen lose an einander zu sädeln, so wird nicht einmal ein Genrebild daraus. Herr Stifter hat der Angabe nach seine Erzählungen — die Methode ist nämlich in allen dieselbe — vorzugsweise für reifere Kinder eingerichtet; aber wir sind überzeugt, daß ein tüchtiger Junge auch nicht eine halbe Seite in diesen Geschichten lesen wird, ohne darüber einzuschlafen; für Erwachsene aber, die an der Sinnigkeit der Empfindung Freude haben, paßt wieder der kindliche Ton nicht.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß dem Dichter nicht ein großes Verdienst zukommt. Einzelne Schilderungen von Landschaften, von dem Stillleben der Natur, auch kleine Züge des Gemüths sind bezaubernd schön, und in dem Ganzen herrscht ein friedlicher, wohlwollender Ton, der einen angenehmen Eindruck macht; aber das reicht doch noch nicht aus. Vielleicht aus unbewußter Reaction gegen die modernen Propheten, die ihre innere Hohlheit durch Großsprecherei zu verdecken suchen, bleibt der Dichter lediglich im Detail, er macht nicht einmal den Versuch, eine zusammenhängende verständliche Geschichte zu erzählen, oder eine bestimmte Gestalt, einen bestimmten Charakter in deutlichen Umrissen zu zeichnen. Es schwebt ihm vielleicht so etwas in der Phantasie vor, aber da er uns immer nur einzelne Seiten zeigt, so können wir uns dieses Bild nicht ergänzen, für uns bleibt Alles Charade und Räthsel. Es ist sehr schade, daß ein so feiner Kopf, der mit so viel Empfindung für alles Schöne ausgestattet ist, durch ein falsches ästhetisches Princip sich in eine verkehrte Richtung hat treiben lassen.

T h a c k e r a y.

Bereits bei der kurzen Besprechung einer Reihe neuer Bände in der Tauchnitz'schen Ausgabe englischer Classiker wurde der neue Roman von Thackeray „Henry Esmond“ erwähnt; wir kommen hier noch einmal darauf zurück, theils weil das Buch an sich eine ausführlichere Besprechung verdient, theils weil wir bei der Gelegenheit von dem Dichter selber Einiges sagen müssen, der in neuester Zeit in Deutschland wie in England eine sehr große Beachtung gefunden hat. Wie auch der Eindruck sein möge, den er auf die verschiedenen Individualitäten macht, die Gerechtigkeit dieser Beachtung wird Niemand in Zweifel stellen.